

Wissenschaftssprache und Lebenswelt

Christoph Kann, Düsseldorf

Dem Gegensatz von Lebenswelt und Wissenschaft korrespondiert der Gegensatz von Normalsprache und Wissenschaftssprache oder Fachterminologie. Wie die Philosophie einen von anderen Wissenschaften verschiedenen Zugang zur Lebenswelt hat, so steht auch ihre Fachsprache in einem besonderen Verhältnis zur Normalsprache. Fachterminologien zeigen sie sich grundsätzlich in vielfältiger Weise mit der Normalsprache verbunden. Wird ein Fachterminus definitorisch eingeführt, dann greift man auf die Normalsprache zurück, die dabei als Metasprache fungiert. Die meisten Termini der Philosophie verweisen zudem direkt oder indirekt auf vorphilosophische Ausdrücke. Zumindest hinsichtlich ihrer sprachlichen Mittel ist festzustellen, dass die Philosophie niemals im strengen Sinn voraussetzungsfrei arbeiten kann.

Damit relativiert sich der traditionelle Anspruch eines streng voraussetzungsfreien Wissens, wie er mit der Philosophie an entscheidenden Etappen ihrer Geschichte verbunden wurde, schon auf der sprachlichen Ebene. So zeigt etwa Descartes' Projekt eines Neuaufbaus allen Wissens, dass weder die Normalsprache noch die Fachsprache der Philosophie hypothetisch zu suspendieren sind, denn sonst käme schon der methodische Zweifel, der nur sprachlich und kaum ohne jeden Rückgriff auf die philosophische Terminologie formulierbar ist, von vornherein nicht zum Zuge. Descartes will die *Prinzipien* seiner früheren Meinungen angreifen, zweifelt an der Verlässlichkeit der *Sinne*, rekurriert auf sein *Bewusstsein*, setzt die Unterscheidungen von *eingebildeter* und *wirklicher Existenz*, von *Gewissheit* und *Ungewissheit* voraus, usw.¹ Die methodisch-skeptischen Überlegungen der *Ersten Meditation* beschließt Descartes unter Rekurs auf die „gerade zur Sprache gebrachten Schwierigkeiten“, die sich eben nur sprachlich und bei genauer Betrachtung auch nur fachsprachlich formulieren lassen, so dass Descartes in seinem Anspruch eines strikt voraussetzungsfreien Wissensaufbaus strenggenommen einer Selbsttäuschung unterliegt.

Normalsprachliche Ausdrücke erhalten ihre fachsprachliche Bedeutung dann, wenn sie einer fachspezifischen Frage zugeordnet und in einem fachwissenschaftlichen Zusammenhang verwendet werden. Der damit verbundene Bedeutungswandel erfolgt allerdings nur im Extremfall durch eine explizite oder schulmäßige Definition. In der Regel werden normalsprachliche Ausdrücke implizit für fachwissenschaftliche Fragestellungen in Anspruch genommen und erhalten so ihre neue Bedeutung. In diesem Sinne stellt v. Weizsäcker aus naturwissenschaftlicher Sicht fest: „Die sog. exakte Wissenschaft kann niemals und unter keinen Umständen die Anknüpfung an das, was man die natürliche Sprache oder die Umgangssprache nennt, entbehren. Es handelt sich stets nur um einen Prozeß der vielleicht sehr weit getriebenen Umgestaltung derjenigen Sprache, die wir immer schon sprechen und verstehen.“² Der „Gebrauch einer Terminologie“ ist und bleibt, wie auch Gadamer betont, „in das Sprechen einer Sprache eingeschmolzen“.³ Wer wissenschaftlich spricht oder schreibt, bedient sich nicht nur terminologischer Ausdrücke, und die verwendeten terminologischen Ausdrücke sind weder immer noch ausschließlich terminologische Ausdrücke. „Es gibt kein rein terminologisches Sprechen, und noch der künstlich und sprachwidrig geschaffene Kunstausdruck [...] kehrt in das Leben der Sprache zurück.“⁴

Die latente Umwandlung eines normalsprachlichen Ausdrucks in einen Fachterminus lässt sich exemplarisch an der Verwendung des Terminus „Macht“ bei Nietzsche beobachten. Nietzsches Machtbegriff einschließlich der in seinem Spätwerk zentralen programmatischen

¹ R. Descartes, *Meditationen*, hg. L. Gäbe, Hamburg 1993, 15ff.

² C.F. v. Weizsäcker, *Die Einheit der Natur*, München 1971, 65.

³ H.-G. Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1972, (3., erw. Aufl.), 392.

⁴ Ibid.

Formel des ‚Willens zur Macht‘ verdankt sich teils einer empirischen Verallgemeinerung, teils einer metaphysischen Spekulation und wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert ebenso richtungsweisend für individualpsychologische Theoriebildungen wie für sozialphilosophische Konzeptionen der Elitenherrschaft. Nietzsche verwendet den Ausdruck „Macht“ zwar in Affinität zum umgangssprachlichen Machtbegriff, greift zugleich aber auf seine spezifische Bedeutung als Fachterminus zurück, die sich zu den klassischen Herkunftsbegriffen „dynamis“, „potentia“, „potestas“ usw. zurückverfolgen lässt. Diese fachterminologische Traditionslinie modifiziert Nietzsche durch seinen Rückgriff auf Spinozas Kraft- und Affektenlehre sowie auf Schopenhauers Willensbegriff, wobei „in Nietzsches Philosophie [...] die Thematisierung der Macht ihre grundbegrifflich radikalste Ausweitung“ erfährt.⁵

Ähnliches gilt für den in Nietzsches Machtkonzeption wirksamen Willensbegriff Schopenhauers. Üblicherweise bezeichnet „Wille“ einen zielgerichteten geistigen Akt. Bei Schopenhauer hingegen übernimmt der Willensbegriff die spezielle und zentrale Bedeutung eines überpersönlichen metaphysischen Weltprinzips, das sich in der Natur auf verschiedenen Stufen objektiviert. Als systematischer Platzhalter für den kantischen Begriff des Dings an sich entfernt sich Schopenhauers Willensbegriff – im Vergleich mit Nietzsches Machtbegriff – noch wesentlich weiter von seiner normalsprachlichen Bedeutung. Gleichzeitig erfährt der Willensbegriff im Binnenbereich der philosophischen Fachterminologie, wo jener seit jeher vor allem in ethischen, handlungstheoretischen und psychologischen Zusammenhängen an zentraler Stelle vorkommt, eine markante Modifikation. Schopenhauer geht aus vom Menschen und seinem Leib, der Voraussetzung – und zwar eine ‚wollende‘ Voraussetzung – dafür sei, dass uns eine Welt als Vorstellung gegeben ist. So geht Schopenhauer dazu über, den Leib als „Objektivität des Willens“⁶ zu bezeichnen, um dann den Analogieschluss zu ziehen, dass jede Erscheinung in der Natur, die einerseits Vorstellung und andererseits das dieser Vorstellung Zugrundeliegende ist, „seinem innern Wesen nach, das selbe seyn muß, als was wir an uns Wille nennen.“⁷

Nietzsche, der seinerseits den Willens- und den Machtbegriff naturalistisch ausweitet,⁸ stellt fest, dass Schopenhauer das Wort „Wille“ zum Terminus der „Bezeichnung vieler menschlicher Zustände umbildete und in eine Lücke der Sprache hineinstellte“.⁹ Speziell hinter dem Bild einer „Lücke der Sprache“ steckt eine beachtenswerte terminologische Diagnose: Offenbar können philosophische Termini gleichsam ‚auf Lücke‘ produziert und an blinden Flecken des fachlichen Vokabulars installiert werden. Ein gebräuchlicher Ausdruck, hier „Wille“, wird erweiternd zur Bezeichnung von Dingen oder Sachverhalten in Anspruch genommen, für die noch kein Terminus zur Verfügung steht. Gegen solche verfremdenden Begriffsvereinnahmungen ist freilich manches einzuwenden, wie sich bei Nietzsche zeigt, der gegen eine „Philosophen-Wuth der Verallgemeinerung“, einen Zweck der „Verwendung bei allerhand mystischem Unfuge“ sowie der „falschen Verdinglichung“, protestiert und Schopenhauers Willensbegriff kurzerhand als „poetische Metapher“ entlarvt.¹⁰

Die unkontrollierte Verallgemeinerung, die Nietzsche von einem „All-eins-Willen“ sprechen lässt, registriert auch Hogrebe, der Schopenhauers Schritt wegen der bedeutungserweiternden Metamorphose, die dem Willensbegriff aufgezwungen wird, als Gewaltstreich

⁵ K. Lichtblau, „Macht II“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 5, hg. J. Ritter/K. Gründer, Darmstadt 1980, 604-617 [608].

⁶ A. Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung I*, §18, Zürcher Ausgabe, Zürich 1977, Bd. 1, 143. Zu beachten ist hier neben den Besonderheiten des Willensbegriffs auch der Ausdruck „Objektivität“ als terminologische Neuschöpfung Schopenhauers.

⁷ *Ibid.*, § 19, 149.

⁸ F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra II*, Kritische Studienausgabe (=KSA), hg. G. Colli/M. Montinari, München 1988 (2., durchges. Aufl.), 4, 147: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht [...]“.

⁹ F. Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches II*, 5., KSA 2, 382.

¹⁰ *Ibid.*, 382 f.

bezeichnet. Anders als Nietzsche gelangt Hogrebe aber zu einer letztlich positiven Würdigung: „Es ist klar, daß das Wort ‚Wille‘ in der hier vorgeführten generalisierten Façon seines Gebrauchs eine Bedeutungsfülle erhält, die sich nur durch hinreichende Unbestimmtheit erzielen läßt. Das Unklare dieses Willensbegriffs [...] macht Schopenhauers Philosophie vielleicht erst so interessant.“¹¹ Nach Hogrebes Diagnose führt der generalisierende Gebrauch eines Terminus, in diesem Fall des Willensbegriffs, also nicht (nur) zu einer Beliebigkeit oder Inflationierung, sondern zu einer „Bedeutungsfülle“, welche die von dem Terminus getragene Philosophie als ganze aufwerten kann. Die Innovationskraft einer Philosophie erscheint so mit der Kreativität ihrer terminologischen Inszenierung aufs engste verbunden. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass hier das eigentliche Potential von Schopenhauers metaphysischer Konzeption auf die spekulativ erweiternde Umdeutung des Willensbegriffs zurückgeführt wird.

„Macht“ und „Wille“ sind nur zwei Beispiele philosophischer Termini, die auf alltägliche Ausdrucksmittel bzw. vorphilosophische Begriffe verweisen.¹² Termini wie „Anschauung“, „Differenz“, „Form“, „Idee“, „Intuition“, „Kategorie“, „Materie“, „Praxis“, „Psyche“, „Skepsis“, „Subjekt“, „Substanz“, „Theorie“, „Vernunft“, „Wesen“ usw. können neben einigen ihrer griechischen oder lateinischen Vorläuferbegriffe als signifikante, aber auch kontingente Beispiele für den fast unüberschaubaren Überschneidungsbereich normalsprachlicher und philosophisch-fachsprachlicher Termini dienen. Auch der Ausdruck „Lebenswelt“ wäre hier zu nennen. Gehört „Lebenswelt“, aus zwei Alltagswörtern zusammengesetzt und auch Nichtwissenschaftlern unmittelbar verständlich, zum philosophischen Fachvokabular? Das *Wörterbuch der philosophischen Begriffe* von J. Hoffmeister (Hamburg 1998) unterscheidet unter „Lebenswelt“ einen „nichttheoretischen“ von einem „theoretischen“ Begriff bzw. Terminus. Den nichttheoretischen Terminus, der im Sinne von Alltag, Alltäglichkeit, Lebensraum, Lebensform und Umwelt zu verstehen sei, sucht man allerdings in G. Wahrigs *Deutschem Wörterbuch* (Gütersloh 1997) vergebens; der vortheoretische, der für die Gesamtheit außerwissenschaftlicher Erfahrungen und Praxisbezüge stehe, wird auf Husserls *Krisis der europäischen Wissenschaften* (1935) zurückgeführt, wo er als terminologisch fixierter Platzhalter für frühere Formulierungen wie „Erfahrungswelt“, „Erlebniswelt“, „Welt für mich“ usw. fungiert.

Auffallend ist, dass die Besonderheit und Schwierigkeit fachterminologischer Ausdrücke, die häufig zu Verständnisproblemen auf Seiten anderer Disziplinen oder beim außerwissenschaftlichen Publikum führen, speziell im Falle der Philosophie Kritik provoziert. „Bei jeder anderen Wissenschaft“, so Schnädelbach, „wird akzeptiert, dass sie ihren eigenen Kernbereich, ihre Fachterminologie, ihre spezifische Unzugänglichkeit besitzt; die Philosophie hingegen scheint mit der Psychologie oder den Erziehungswissenschaften das Schicksal zu teilen, dass jeder unmittelbare Verständlichkeit von ihr erwartet [...]“.¹³ Adorno nimmt an, dass die Widerstände gegen die philosophische Terminologie oft weniger dieser Terminologie als vielmehr der Philosophie selbst gelten, weil diese „die Unmittelbarkeit des Lebens in einer empfindlichen Weise stört“.¹⁴ Die philosophische Fachterminologie indessen kann zu einer Subtilität getrieben werden, die aufgrund der Enttäuschung der von Schnädelbach betonten Verständlichkeitserwartung geradezu affektive Ablehnung hervorruft, was Adorno in Anlehnung an Benjamin zugleich anschaulich und drastisch von „Zuhältersprache“ und „Verbrecherjargon von abgefemten Eingeweihten“ sprechen lässt.¹⁵

¹¹ W. Hogrebe, *Deutsche Philosophie im XIX. Jahrhundert*, München 1987, 27.

¹² Zur Sprache der Philosophie als Mischung aus „Fachjargon“ und „Alltagsvokabular“ vgl. auch J.F. Rosenberg, *Philosophieren*, Frankfurt a.M. 1993, 118.

¹³ H. Schnädelbach, „Philosophie der Gegenwart – Gegenwart der Philosophie“, in: H. Schnädelbach/G. Keil (Hg.), *Philosophie der Gegenwart – Gegenwart der Philosophie*, Hamburg 1993, 11-19 [13].

¹⁴ Th.W. Adorno, *Philosophische Terminologie*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1973, 34.

¹⁵ *Ibid.*, 33, 49.

Allgemeine Verständlichkeit wird insbesondere von Wissenschaften erwartet, die sich nicht nur der Sache nach, sondern gerade auch in ihren Ausdrucksmitteln stark mit der Lebenswelt und ihren Problemstellungen überschneiden. Speziell die Philosophie weist jenen Doppelcharakter auf, den Adorno mit der Unterscheidung von „Fach“ und „Nichtfach“ beschreibt: „Die Schwierigkeit der philosophischen Terminologie hängt wesentlich damit zusammen, daß die Philosophie auf der einen Seite keine Branche, auch nicht einfach eine Wissenschaftsdisziplin unter anderen ist, sondern daß sie gerade der Versuch ist, dem verdinglichten, branchemäßigen Denken sich zu entziehen, daß sie auf der anderen Seite dabei aber doch selber der Arbeitsteilung, der Verfestigung und damit eben auch der Ausbildung einer festen Sprache, einer festen Terminologie sich nicht entziehen kann.“¹⁶ Begegnet man z.B. in der Molekularbiologie oder der Astrophysik einer Fachsprache, die wenigstens in ihrem terminologischen Kernbereich in keiner Weise an die Normal- oder Umgangssprache erinnert, so liegt eine Kritik der Schwerverständlichkeit oder Unverständlichkeit schon deshalb nicht nahe, weil der unmittelbare Bezug der Fachtermini zur Lebenswelt fehlt bzw. zurücktritt. Begegnet man hingegen in der Philosophie einer Fachterminologie, die sich in vielfältiger Weise mit der Normalsprache überschneidet, so geben diese Überschneidungen beständigen Anlass für Vergleiche einzelner Begriffe hinsichtlich ihrer – oftmals divergierenden – fachterminologischen und außerfachlichen, normalsprachlichen Verwendungen. Die hauptsächlichen Problemfälle sind also weder die rein normalsprachlichen noch die ausschließlich fachterminologischen Ausdrücke, sondern die zahlreichen Grenzfälle, die sowohl eine normalsprachliche als auch eine fachsprachliche Bedeutung aufweisen („Macht“, „Wille“, „Lebenswelt“). Die normalsprachliche Zugänglichkeit oder Geläufigkeit eines Ausdrucks kann ein Verständnis suggerieren, das für die fachterminologische Bedeutung desselben Ausdrucks kaum förderlich, im Einzelfall sogar irreführend ist. Von den hybriden Ausdrücken des Grenzbereichs von Fachsprache und Normalsprache ist die philosophische Terminologie offensichtlich in besonderer Weise geprägt.

Man kann die Esoterik einer Fachsprache kritisieren, indem man auf Vorteile hinweist, die in der Zugänglichkeit des Fachgebietes für einen möglichst großen Personenkreis bestehen. Gerade für die Philosophie wird oft geltend gemacht, dass sie sich wegen der prinzipiellen Unbegrenztheit ihrer fachlichen Zuständigkeit und der vielfältigen Bezüge zur Lebenswelt schon auf der Sprachebene einem breiten Publikum öffnen bzw. verständlich machen sollte. Andererseits kann man für eine Esoterik der Philosophie plädieren, indem man auf ihren Rang als zunehmend spezialistische Wissenschaft und auf die Tatsache hinweist, dass auch andere Disziplinen, die ihrerseits Bezüge zur außerwissenschaftlichen Lebenspraxis aufweisen, sich nicht veranlasst sehen, für allgemeine Zugänglichkeit auf der Sprachebene zu sorgen. Man kann sogar noch weiter gehen, indem man wie Peirce für eine Esoterik der philosophischen Fachsprache plädiert und hierin ein Ökonomieprinzip in dem Sinne sieht, dass Nichtkenner gerade mittels einer möglichst fremdartigen Terminologie von philosophischen Fachdiskussionen ferngehalten werden könnten und sollten.¹⁷

Bereits Hegel plädiert für die Esoterik der Philosophie so entschieden wie sonst wenige: „Die Philosophie ist ihrer Natur nach etwas Esoterisches, für sich weder für den Pöbel gemacht noch einer Zubereitung für den Pöbel fähig; sie ist nur dadurch Philosophie, dass sie dem Verstande und damit noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die lokale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist; im Verhältnis zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt.“¹⁸ Die nicht verkehrte Welt des gesunden Menschenverstandes wäre demgegenüber die Lebenswelt. Eine Philosophie, die ihren Namen verdient, ist für Hegel auf Einge-

¹⁶ Ibid., 8f., 30.

¹⁷ Ch.S. Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen* (hg. u. übers. H. Pape), Frankfurt 1983, 47.

¹⁸ G.W.F. Hegel, *Jenaer Schriften 1801-1807*; Aufsätze aus dem Kritischen Journal der Philosophie, Einleitung, Theorie-Werkausgabe, Frankfurt a.M. 1969-1979, 2, 182-184.

weihte beschränkt. Philosophisches Denken und Urteilen einerseits und der *sensus communis* andererseits stehen sich antagonistisch gegenüber. Populärphilosophie – etwa von Diderot entschieden gefordert – wird als Vermittlungsversuch nicht ernstgenommen, sondern ohne weiteres der einen Seite, dem *sensus communis*, zugeschlagen. Die lebensweltliche und die philosophische Orientierung repräsentieren disparate Ordnungen. In Hegels Ausdrucksweise von „Pöbel“ bzw. „Pöbelphilosophie“ wird allerdings sichtbar, dass er – kaum sachlich – die Unterscheidung von Philosophen und Nichtphilosophen als Standesdifferenz mit entsprechender Diffamierungsintention verwendet. Populärphilosophie identifiziert Hegel explizit oder implizit mit Eklektizismus, Dilettantismus, Seichtigkeit, Systemlosigkeit, Argumentationsmängeln und Konzentration auf bloß Wahrscheinliches, der flüchtigen Empirie Zugängliches: Popularisieren heißt „Plattmachen“.¹⁹ Die Trennungslinie zwischen Philosophie und Volk ist nicht überwindbar – allenfalls Annäherungen sind denkbar. Hegels Sicht der möglichen Annäherungsrichtung bleibt jedoch durchaus einseitig, denn „die Philosophie [muß] zwar die Möglichkeit erkennen, daß das Volk sich zu ihr erhebt, aber sie muss sich nicht zum Volk erniedrigen.“²⁰ Konsequenterweise bleibt aus Hegels Sicht für den Versuch, Philosophie populärwissenschaftlich aufzubereiten, kein seriöser Platz.

So entschieden Hegel für eine fachphilosophische Esoterik plädiert, indem er meint, dass Philosophie nur von einer qualifizierten Minderheit adäquat betrieben werden könne, obwohl sie doch nach dem *sensus communis* Philosophie für eine nicht eigens qualifizierte Mehrheit sein soll, so deutlich ist andererseits seine gleichgültige bis ablehnende Haltung zu dem Erfordernis einer philosophischen Terminologie. Die deutsche Sprache lobt Hegel u.a. für ihre Eigenschaft, dass manche ihrer Wörter eine Vielfalt von bisweilen sogar entgegengesetzten Bedeutungen aufweisen. Hegel würdigt in dieser Hinsicht einen „spekulative[n] Geist der Sprache“ und gelangt zu dem bündigen Fazit: „Die Philosophie bedarf daher überhaupt keiner besonderen Terminologie.“²¹ Er räumt ein, dass „wohl aus fremden Sprachen einige Wörter aufzunehmen“ sind, die „durch den Gebrauch“, d.h. ohne explizite Übereinkunft, bereits etabliert sind. Ersichtlich schätzt Hegel also die innovative Kraft einer von Bedeutungsvielfalt geprägten Normalsprache höher ein als die stabilisierende Funktion einer etablierten Fachterminologie; entsprechend lassen sich wissenschaftliche Sachverhalte „nackt“ oder auch „mit mehr Terminologie zusammengebraut“ darstellen.²² Wissenschaftliche bzw. philosophische Fachterminologie steht also bei Hegel ersichtlich nicht hoch im Kurs; erst recht wird sie nicht für unerlässlich oder wissenschaftskonstitutiv angesehen. Hegel plädiert für fachliche Esoterik ohne fremdsprachliche Anleihen.

Fragen danach, ob eine Terminologie der Philosophie notwendig oder eher überflüssig und kontraproduktiv sei, stellen sich in der klassischen neuzeitlichen Philosophie (Kant, Hegel) ebenso wie in der Gegenwart. Die Suche nach Charakteristika und Erfordernissen einer angemessenen Terminologie ist von einzelnen Schulen oder Strömungen weitgehend unabhängig. Sie begegnet ebenso in der phänomenologischen Richtung (Husserl) wie in der analytischen (Wittgenstein) und kann sich auch ästhetisierend artikulieren (Nietzsche). Besonders in der Philosophie des 20. Jahrhunderts ruft das Unbehagen an der tradierten und etablierten Terminologie vielfältige Reflexionen und Reaktionen hervor. Heidegger entwickelt eine gleichsam runderneuerte philosophische Terminologie, bei der er sich stark auf Etymologien stützt und bewusst die Normalsprache durchscheinen lässt. Whitehead konstatiert Mängel in der traditionellen philosophischen Terminologie und ersetzt, manchmal ebenfalls etymologisierend, zahlreiche Termini durch ein Vokabular, das der menschlichen Erfahrung und damit der Lebenswelt bereits auf der rudimentären metaphysischen Ebene gerecht werden soll. Beide Denker werden mit ihren terminologischen Erneuerungsansprüchen zur idealen Zielscheibe

¹⁹ Ibid., 183.

²⁰ Ibid., 182.

²¹ G.W.F. Hegel, *Wissenschaft der Logik I*, Theorie-Werkausgabe 5, 20f.

²² G.W.F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Theorie-Werkausgabe 3, 50.

von Positionen, die terminologische Erneuerungsabsichten grundsätzlich in Frage stellen, indem sie für das Festhalten an einer etablierten Terminologie votieren, und einem sprachlichen Purismus den Vorzug vor vermeintlichen Extravaganzen geben. Auch Peirce tritt als Kritiker unkontrollierter fachsprachlicher Erneuerung auf, argumentiert aber gleichzeitig für eine Esoterik philosophisch-wissenschaftlicher Ausdrucksmittel und versteht seine Methodologie der Terminologie als Ethik, die in einem rhapsodischen Regelkanon mündet. Adorno geht davon aus, dass die Philosophie sich am besten über eine Einführung in ihre Terminologie vermitteln lasse, und untersucht diese Terminologie hinsichtlich ihrer Besonderheiten, die sich aus der Überschneidung von Normalsprache und Fachsprache ergeben.

Husserl beschreibt die von ihm vertretene Phänomenologie im Sinne eines anvisierten, noch zu realisierenden Projekts, das in der Anfangsphase die dabei verwendeten Begriffe bzw. Termini „in gewisser Weise in Fluß“ und „auf dem Sprunge“ belassen will.²³ Dem Gegenstand der Phänomenologie als einem zunächst „in ungeschiedener Einheit Erschauten“, welchem die „Zusammenhangstendenzen“ und „Beziehungsrichtungen“ der noch vagen, fluktuierenden Terminologie gerecht werden sollen, folgt die terminologische Beschränkung und Modifizierung, Fixierung und Differenzierung erst als eine spätere Stufe. Husserl wendet sich damit nicht gegen terminologische Festlegungen schlechthin, sondern betont den Gesichtspunkt der richtigen Schrittfolge und des passenden Stadiums: „Es ist also erst auf einer sehr weit fortgeschrittenen Entwicklungsstufe der Wissenschaft auf endgültige Terminologien zu rechnen. Irreführend und grundverkehrt ist es, an allererst sich emporarbeitende wissenschaftliche Darstellungen äußerlich-formale Maßstäbe einer Logik der Terminologie zu legen und in den Anfängen Terminologien zu fordern von einer Art, in der sich allererst die abschließenden Ergebnisse großer wissenschaftlicher Entwicklungen fixieren.“²⁴ Die Beliebigkeit des Anfangsstadiums, für das „jeder Ausdruck gut“ sei, bedeutet keine definitive Beeinträchtigung, denn die „weitere Bestimmung bzw. Klärung ist eben die weitere Aufgabe.“ Auch profitiert für Husserl jenes phänomenologische Frühstadium von bildlichen Ausdrücken im Gegensatz zu „einem unanschaulich-wissenschaftlichen Denken“.²⁵ Damit ist angezeigt, dass für Husserl eine fortschreitende Terminologisierung zugleich Distanzierung von der Lebenswelt bedeutet.

Für Wittgenstein sind philosophische Theoriebildungen damit verbunden, dass die sprachlichen Ausdrücke aus ihrer gewöhnlichen in eine außerordentliche Situation übertragen werden. Er will die philosophische Sprache für den normalen Sprachgebrauch zurückgewinnen bzw. wieder anschlussfähig machen: „Wir führen die Wörter von ihrer metaphysischen wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück.“²⁶ Dabei geht es nicht unbedingt um ein Eliminierungsprogramm für Metaphysik, sondern um den Anspruch, Philosophie durch Wiederherstellung ihrer Anschlussfähigkeit an die normale Sprache und damit auch Lebenspraxis oder Lebenswelt kommunizierbar zu machen. Begründend stellt Wittgenstein an gleicher Stelle fest, dass ein Wort wie „Wissen“, „Sein“, „Gegenstand“ usw. in metaphysischen Zusammenhängen kaum einmal so verwendet wird wie in der Sprache, „in der es seine Heimat hat“. Jene Ausdrücke lassen, wenn man sie in den Dunstkreis der Metaphysik verpflanzt und damit – im Sinne von Wittgensteins Metapher – ‚heimatlos‘ macht, ihr normalsprachliches Fundament hinter sich und werden dabei gleichsam haltlos: „[...] die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*“.²⁷ Auf den ersten Blick bedeutet die Metapher des Feierns, dass die Sprache nicht mehr in ihrer üblichen lebenspraktischen Funktion arbeitet, sondern für andere, philosophische Sprachspiele vereinnahmt wird. Sprachspiele sind nach Wittgenstein

²³ E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, hg. E. Ströker, Hamburg 1992, 190.

²⁴ Ibid.

²⁵ Ibid., 191.

²⁶ L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen* § 116, in: Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1984, 300.

²⁷ Ibid., § 38, 260.

eingebettet in Lebensformen. Fachwissenschaftliche Sprachspiele sind eingebettet in eigene Lebensformen, die der außerwissenschaftlichen Lebenswelt unzugänglich und unverständlich werden können.

Verständigungsprobleme unter spezialisierten Wissenschaftlern haben, wie Ryle feststellt, ihren Grund weniger in den „logischen Tücken“ der Fachtermini als in denen der „am Disput beteiligten nicht-technischen Begriffe, die so unauffällig und alltäglich sind“.²⁸ Er zieht den Vergleich mit Verkehrsteilnehmern, die mit besonderen, technisch raffinierten Fahrzeugen auf öffentlichen Straßen unterwegs sind. Analog sind spezialistische Fachbegriffe auf ein öffentliches Terrain im Sinne einer normalsprachlichen Basis angewiesen, auf der sie ihre kommunikative Funktion entfalten können. Wie nun das Orientierungsproblem eines Autofahrers nicht an Defekten seines Fahrzeugs, sondern an Schwierigkeiten des Straßennetzes liege, so seien auch fachwissenschaftliche Orientierungsprobleme in der Regel nicht auf Funktionsmängel des Fachvokabulars selbst, sondern auf Tücken der normalsprachlichen Verständigungsplattform zurückzuführen. Mit Nachdruck betont Ryle den Team-Charakter fachterminologischer Ausdrücke bzw. Ausdrucksgruppen. Der etablierten Vorstellung des separat katalogisierbaren und lernbaren Einzelwortes stellt Ryle auch das Bild von Wörtern als Mannschaftsspielern gegenüber, deren Funktion sich erst im Zusammenwirken erfüllt. Das isolierte Einzelwort verliert ebenso wie der isolierte Spieler, gleichsam auf sich gestellt, seinen Funktionswert, was Ryle zu einer methodologischen Kritik an der Bezeichnung „Analyse“ im Sinne von „Begriffsuntersuchungen“ veranlasst.²⁹ Diese will er nicht als Wort-für-Wort-Inspektion, ähnlich einer sukzessiven Prüfung von Fahrzeugen durch den Technischen Überwachungsverein, verstanden wissen. Vielmehr sei richtig verstandene Analyse eher mit der Aufgabe von Hubschrauberpiloten der Verkehrspolizei zu vergleichen, die Verkehrsströme beobachten und regulieren. „Begriffskonflikte“ im Sinne von Ryles Buchtitel (engl. „Dilemmas“) sind dann mit Stauungen des wuchernden Verkehrsgeschehens gleichzusetzen und betreffen nicht die Einzelwörter, sondern eben deren Zusammenspiel.

Dass Wörter keine einsamen Akteure sind, sondern Funktionsträger nach Art von Mannschaftssportlern, veranschaulicht Ryle anhand von Kartenspielern wie Bridge oder Poker. Hier sind Ausdrücke wie „bedienen“, „Trumpf“ und „Partner“ nur von Kennern des Spiels und seiner Regeln zu verstehen, so wie man umgekehrt nur bei rudimentärer Kenntnis dieser Ausdrücke und ihrer Bedeutung im Spielkontext den Bridgekennern zuzurechnen ist. Dasselbe gilt, wie Ryle betont, für die Terminologien der Wissenschaften: „Wir haben es immer mit einem Team, einer nach Rollen gegliederten Mannschaft von Begriffen zu tun, und nicht etwa mit einer zügellosen Horde von Jargonausdrücken. Jede der vorkommenden Vokabeln hat eine Rolle, die mit den Rollen der übrigen verflochten ist und auf diese Weise ihren Beitrag zu dem betreffenden Spiel bzw. der Funktion des betreffenden Begriffsapparats leistet.“³⁰ Man verfügt über einen Terminus nicht schon dann, wenn man ihn im Wörterbuch nachgeschlagen hat, sondern wenn man die Rolle kennt, die er in seinem jeweiligen Kontext und im Zusammenhang mit seinen Nachbarbegriffen spielt. Fachterminologien ähneln in ihrer Komplexität, der wechselseitigen Angewiesenheit der Ausdrücke aufeinander, der Normalsprache, in der allerdings die Rollenzuschreibung und Bedeutungsfestlegung weniger strikt und verbindlich ist als bei einem technischen Vokabular.

Während wir die Verwendungsregeln für Bridge-Begriffe jederzeit in einem Handbuch nachschlagen und mit den Regeln anderer Kartenspiele vergleichen können, stehen uns keine entsprechenden Handbücher für „wissenschaftliche Begriffe und die nichttechnischen Begriffe der Alltagssprache“ zur Verfügung.³¹ Die Regeln ihres Gebrauchs sind, so Ryle im Sinne des späten Wittgenstein, an diesem Gebrauch selbst abzulesen. Dem ist allerdings entgegen-

²⁸ G. Ryle, *Begriffskonflikte*, Göttingen 1970, 20.

²⁹ *Ibid.*, 43.

³⁰ *Ibid.*, 45.

³¹ *Ibid.*, 114.

zuhalten, dass uns auch für wissenschaftliche und normalsprachliche Ausdrücke Handbücher zur Verfügung stehen und dass auch bei Kartenspielen wenigstens prinzipiell die Möglichkeit besteht, Regeln für die Verwendung der Bridge-Begriffe aus deren Gebrauch selbst abzulesen. Ryle betont indessen richtig die analoge Theoriebeladenheit von Termini z.B. des Pokerspiels und einer Wissenschaft. Wie man kaum unabhängig von jeder Kenntnis des Pokerspiels lernen kann, was ein Straight Flush ist, so wird man auch kein adäquates Verständnis eines wissenschaftlichen Terminus z.B. aus der Genetik gewinnen, solange einem jede Kenntnis der Theorie fehlt, mit der dieser Terminus ‚beladen‘ ist. Ryle stellt allerdings klar, dass das logische Niveau und die Komplexität der Termini einer Wissenschaft deutlich über die Komplexität des Kartenspiel-Jargons hinausgehen kann: Wie der Terminus „Lichtwelle“ erheblich mehr „theoretisches Gepäck“ trägt als Ausdrücke wie „blau“ oder „rosa“, so wird er auch theoriebeladener sein als die Fachausdrücke eines Kartenspiels.³² Es bleibt eine prinzipielle, strukturelle Vergleichbarkeit beider Sphären, aber die höhere Komplexität der wissenschaftlichen Terminologie ist weder zu bestreiten noch zu vermeiden. Wenn Ryle schließlich die Schwierigkeit einer klaren Grenzziehung bzw. systematischen Differenzierung zwischen dem technischen Vokabular des Wissenschaftlers und der vielfältigen Verwendung von „nichttechnischen“ oder „halbtechnischen“ Termini des außerwissenschaftlichen, lebensweltlichen Gebrauchs erwähnt, hätte allerdings ein Hinweis auf die philosophische Terminologie nahegelegen. Gerade hier begegnet uns nämlich solch ein „höchst heterogenes Gemisch“ aus technischen, halbtechnischen und nicht technischen Begriffen,³³ und nirgends ist die Komplexität des Mischungsverhältnisses geeigneter, übersehen zu werden und Verständigungsprobleme zu erzeugen, als in der Philosophie.

Ähnlich wie Ryle stellt auch Strawson dem etablierten Verständnis philosophischer Begriffsanalyse ein neues Konzept gegenüber, das ihm „wirklichkeitsgetreuer und brauchbarer“ erscheint, insofern dabei der übliche Grundgedanke aufgegeben wird, „daß Analyse immer in Richtung auf größere Einfachheit zielt“.³⁴ Strawsons Alternative weist in die umgekehrte Richtung: „Stellen wir uns statt dessen lieber das Modell eines kunstvollen Netzes vor, eines Systems verknüpfter Einzelheiten, verknüpfter Begriffe, derart, daß jeder Begriff aus philosophischer Sicht nur verstehbar wird, wenn man seine Verknüpfung mit den anderen Begriffen versteht, seinen Platz innerhalb des Systems [...]“.³⁵ Beispiele liefert ihm die philosophische Terminologie: „So können wir etwa feststellen, daß wir den Begriff Erkenntnis ohne Bezug zu dem Begriff Sinneswahrnehmung nicht vollständig erläutern können, und daß wir nicht alle Merkmale des Begriffes Sinneswahrnehmung ohne Bezug auf Erkenntnis erklären können.“ Das von Strawson favorisierte Modell der Analyse beruht im Gegensatz zu dem üblichen, zurückgewiesenen Modell also nicht auf Reduktion, sondern auf Konnexion: Das „verknüpfende oder konnektierende Modell“ zielt darauf, „Verknüpfungen in einem System nachzuspüren“.³⁶ Konnexion verdient für Strawson gegenüber Reduktion insbesondere unter der Perspektive der Fixierung einer „Grundlage“ philosophisch-wissenschaftlicher Begrifflichkeit den Vorzug, worunter er „das Modell des Aufspürens von Verbindungen innerhalb eines Systems“ verstanden wissen will.³⁷

Dasselbe Motiv fasst Whitehead unter den Begriff der Kohärenz. Kohärent sollen die Termini einer philosophischen Konzeption nämlich in dem Sinne sein, dass sie ‚relevant‘ für einander sind bzw. dass sie isoliert betrachtet sinnlos wären; Termini bedingen sich wechselseitig und geben so die Vielfalt der Aspekte und Verbindungen ihres Bezugsbereichs wie-

³² Ibid.

³³ Ibid., 115.

³⁴ P.F. Strawson, *Analyse und Metaphysik*, München 1994, 33.

³⁵ Ibid., 34.

³⁶ Ibid., 35.

³⁷ Ibid., 40.

der.³⁸ Als Beispiel kann Whiteheads Zentralbegriff der Kreativität dienen: „Kreativität“ ist nur unter Rekurs auf und Trennung von angrenzenden Termini wie „wirkliches Einzelwesen“, „Wert“, „begriffliches Erfassen“ usw. und der je unterschiedlichen Perspektive, die sie repräsentieren, vollständig verstehbar. Whitehead erklärt, dass der „durch philosophische Verallgemeinerung“ zu gewinnende „Begriff des fundamentalen, konkret Wirklichen (*final actuality*)“ eine „scheinbare Redundanz von Ausdrucksformen“ voraussetze; zu fordern sei, dass „die jeweils verwendeten Wörter sich wechselseitig korrigieren“.³⁹

Als Fazit lässt sich festhalten, dass Philosophie immer auf der Voraussetzung vorgefundener sprachlicher Ausdrucksmittel beruht, denen sie ihre Rückbezogenheit auf die Lebenswelt verdankt. Offenbar lässt sich keine trennscharfe Linie zwischen Normalsprache und philosophischer Fachsprache ziehen, wie exemplarisch an den Beispielen „Wille“, „Macht“ und auch „Lebenswelt“ zu zeigen war. Die verschwimmende Grenze mag Zustimmung oder Kritik erfahren – jedenfalls erzeugt sie Schwierigkeiten. Im Sinne präziser und kohärenter Sprachverwendung ist zumindest zu fordern, dass man sich die Tatsache allgegenwärtiger Überschneidungsbereiche klar macht, um diesem Sachverhalt in der philosophischen Arbeit gerecht werden zu können. Kritik an fachwissenschaftlicher Esoterik richtet sich in besonderer Weise auf die Philosophie, was sich ihrer spezifischen Nähe zur Lebenswelt und entsprechenden lebensweltlichen Erwartungen verdankt. Ob auf die Esoterik der philosophischen Fachsprache durch Populärphilosophie sinnvoll reagiert werden kann, ist Gegenstand einer klassischen Kontroverse, bei der es allerdings weniger um die Frage zu gehen scheint, ob Popularisierung für lebensweltliche Anschlussfähigkeit der Philosophie geeignet ist, als vielmehr darum, ob diese Anschlussfähigkeit überhaupt wünschenswert erscheint. Ist letzteres der Fall, dann muss die Philosophie ihrem fachwissenschaftlichen Sonderstatus sowie der Verwendung ihrer eigenen fachsprachlichen Mittel verstärkte Aufmerksamkeit widmen. Damit steht sie vor einem komplexen Erfordernis: Einerseits hat sie darauf zu achten, dass die Termini ihrer normalsprachlichen Herkunft und damit ihrem lebensweltlichen Kontext gerecht werden, andererseits muss sie sich, sofern sie an ihrem Wissenschaftsanspruch festhalten will, präziser fachterminologischer Mittel bedienen. Diese doppelte Aufgabe hat sie in der einen oder anderen Weise immer wieder verfehlt. Ein richtungweisender Anspruch an die Philosophie sollte deshalb darin bestehen, dass ihre Ausdrücke nicht isoliert und *ad hoc* eingeführt werden, sondern dass sie einen revisionsfähigen Funktionszusammenhang bilden. Letztlich verbindet sich ein Korrespondenzanspruch mit einem Kohärenzanspruch an die philosophische Fachsprache: Kohärenz bedeutet eine Verknüpfungsqualität, die es ermöglicht, komplexe sachliche Zusammenhänge terminologisch zu erfassen und eine jeweilige philosophische Konzeption als ganze transparent zu machen; Korrespondenz bedeutet eine Verweisungsqualität, die deutlicher als in anderen Disziplinen Termini auf lebensweltliche Probleme beziehbar erscheinen lässt, damit die Philosophie als Orientierungsdisziplin erkennbar bleibt und funktionieren kann.

³⁸ A.N. Whitehead, *Prozeß und Realität*, Frankfurt a.M. 1979, 31, 62f.

³⁹ A.N. Whitehead, *Abenteuer der Ideen*, Frankfurt a.M. 1971, 419.